

Solutionismus, Transparenz oder kollektiver Narzissmus?

Der „Geist“ des digitalen Kapitalismus in the making

Tilman Reitz und Susanne Draheim

Beitrag zur Veranstaltung »Kulturelle Medien gesellschaftlicher Transformation« der Sektion Kultursoziologie

Einleitung

Luc Boltanskis und Ève Chiapellos Annahme, dass jede Phase des Kapitalismus von einem spezifischen ‚Geist‘ getragen ist, lässt sich möglicherweise für eine Kultursoziologie des „digitalen Kapitalismus“ fruchtbar machen. Als Bezugspunkt hierfür haben Oliver Nachtwey und Timo Seidl (2017) den „Solutionismus“ identifiziert, den Evgeny Morozov den Avantgarden des Silicon Valley zuschreibt. Wir möchten in unserem Beitrag eine alternative Analyseperspektive vorschlagen, um den digitalen Kapitalismus nicht bloß im Diskurs einiger Protagonist/innen, sondern als breite kulturelle Praxis in den Blick zu bekommen.

Unseren Ausgangspunkt gewinnen wir aus theoretisch identifizierten Spannungen und Konflikten, deren Verarbeitung wir dann mit Bezug auf praxisnahe Forschungsprojekte genauer beleuchten. Folgt man neueren Analysen des digitalen Kapitalismus, verändern vor allem die massenhafte Verfügbarkeit und zentralisierte Nutzung von Daten Handlungsnormen und schaffen Rechtfertigungsbedarf. Diverse Beteiligte müssen sich damit auseinandersetzen, dass sie (zumindest potentiell) permanent beobachtet, algorithmisch behandelt und als profitable Datenquelle genutzt werden. Diese konfliktträchtige Entwicklung lässt sich nicht nur und vielleicht nicht vorrangig durch technopolitische Lösungsversprechen akzeptabel machen. Mindestens ebenso aussichtsreich sind die Aufwertung von Transparenz oder die Ansprache von Selbstwirksamkeit – die im Medium der Daten feinkörnig wie nie zuvor angeregt wird. Anhand von informatiknahen Projekten aus einem Forschungs- und Transferlabor an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg können diese möglichen Deutungsangebote konkret untersucht werden.

Was ist ein Geist des Kapitalismus?

Der Geist des Kapitalismus könnte sich nicht nur als Wiedergänger erweisen, sondern vielleicht bald in Serie gehen. Hatten Max Weber und kurz vor ihm Werner Sombart gefragt, wie Kapitalismus überhaupt möglich wurde, interessieren sich Boltanski und Chiapello bereits für verschiedene kapitalistische Phasen, die von einem je neuen Ethos getragen werden, etwa einem technisch-industriellen oder kreativ-postindustriellen. Im Anschluss lässt sich fragen, weshalb genau der „kapitalistische Geist“ die „Wirtschaftssubjekte“ (Sombart 1902, S.208 und S.4) ergreift – und worin er konkret im gegenwärtigen, ‚digitalen‘ Kapitalismus bestehen könnte. Boltanski und Chiapello sehen wie Weber ein allgemeines Motivationsproblem, das alle kapitalistischen Formationen verbindet: Weshalb sollte man sich der rastlosen Berufsarbeit und ständigen Gewinnmaximierung verschreiben? Weber und Sombart hatten dies an der traditionellen Alternative bloßer Bedarfsdeckung festgemacht. Die Erwägung Boltanskis und Chiapellos ist stärker normativ getönt:

„Der Kapitalismus ist ein in vielerlei Hinsicht absurdes System: Die Arbeitnehmer haben ihre Eigentumsrechte an dem Produkt ihrer Arbeitstätigkeit und die Möglichkeit zu einem unabhängigen Erwerbsleben verloren. Die Kapitalisten hingegen sind an einen endlosen und unersättlichen, durch und durch abstrakten Prozess gekettet, der von der Befriedigung der Konsumbedürfnisse – und seien es auch Luxusbedürfnisse – losgelöst ist. Aus Sicht beider Protagonistentypen fehlt es einer Beteiligung am kapitalistischen Prozess im Grunde in erheblichem Maß an Plausibilität“ (Boltanski, Chiapello 1999/2003, S.42).

Auch diese Reflexion ist in ihrer Abstraktheit nicht nur plausibel. Gibt es nicht doch einige Erwerbsgruppen, denen die kapitalistische Betätigung erhebliche materielle und soziale Vorteile verschafft? Stellen sich Manager/innen oder Expert/innen primär Sinnfragen? Vor allem fällt aber auf, dass das Bezugsproblem viel allgemeiner ist als die von Boltanski und Chiapello untersuchten Lösungen. Die je spezifische „Ideologie“, die in einer bestimmten kapitalistischen Formation oder Epoche „aktive Teilnahme, [...] Initiativ- und Opferbereitschaft“ weckt (S.43), dürfte auch auf spezifische Probleme dieses Kontextes antworten. Während es im Hochfordismus zu gewährleisten galt, dass Männer verlässlich monotone Fließband- oder Bürotätigkeiten und Frauen beschränkte Hausarbeiten ausführen, war in der Nachfolgezeit nicht zuletzt permanente Unsicherheit zu bewältigen und die flexible Verfügbarkeit von Arbeitskräften sicherzustellen. Um die ideologischen Ressourcen, die hier gegebenenfalls Lösungen möglich machen, einschätzen zu können, sollte zudem ihre Funktion präzise bestimmt werden. Boltanski und Chiapello ziehen dafür plausibel Motivation und Rechtfertigung in Betracht. Allerdings sieht es bei ihnen so aus, als würde die erstere notwendig aus der letzteren folgen:

„Der Fortbestand des Kapitalismus als Koordinationsmodus sozialen Handelns lässt sich [...] nicht verstehen, solange man die Ideologien außer Acht lässt. Erst sie legitimieren ihn und geben ihm einen Sinn. Damit tragen sie zu der für ihn grundlegenden Einsatzbereitschaft der Menschen bei und garantieren deren Engagement“ (S.48).

Spätestens das Wort ‚garantieren‘ lässt fragen, ob Rechtfertigungsideologien immer und allein dazu dienen, Engagement zu erzeugen. Sie könnten etwa auch Konflikte vermitteln oder einfach Kritik ruhigstellen. Wenn von Verantwortung die Rede ist, soll dies häufig Geringverdienenden Einkommensunterschiede erklären; die neoliberalen Ideologien der Selbstverantwortung haben oft vor allem Regierungspolitik legitimiert; David Graeber schildert gut legitimierte Führungskräfte des Finanzkapitalismus, die gerade nicht an den Sinn ihrer gut bezahlten „Bullshit Jobs“ glauben. Mit Bezug auf den

digitalen Kapitalismus wollen wir daher genau fragen, welche Legitimationsprobleme, welche Motivationsprobleme und welche praktischen Konflikte ideologische Reaktionen erfordern. Dazu wird es nötig sein, nicht wie Boltanski, Chiapello und Weber bloß Katechismen und Managementratgeber zu untersuchen, sondern auch Anschlussstellen in die Praxis zu suchen, für die sie gegebenenfalls eine Rolle spielen.

Gibt es einen Geist des digitalen Kapitalismus?

Die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien haben in den letzten Jahrzehnten eine Vielzahl sozialer Verhältnisse umgewälzt – von der globalen Echtzeitkommunikation in Unternehmen und auf Finanzmärkten (Boes et al. 2018) über die digital revolutionierte Werbe- und Verkaufsindustrie (Staab 2017) bis zur Orientierung und Vernetzung durch Suchmaschinen und soziale Netzwerke. Denkt man den Kapitalismus in Epochen, spricht zudem einiges für einen Umbruch in der Zeit seit 2008: die Krise der Finanzialisierung und der neoliberalen Hegemonie, die neuen politischen Fronten zwischen supranationalen Expertenregimes und protektionistisch-nationalistischen Kräften, die Problematik von Strategien der Deindustrialisierung in Ländern wie den USA oder Großbritannien. Die Digitalisierung der Gesellschaft vollzieht sich eher im Hintergrund dieser Umbrüche, könnte aber die Tiefenverschiebung darstellen, die das dramatische Geschehen auf der Oberfläche am stärksten bedingt. Es ist daher vielleicht mehr als eine Verlegenheitslösung, dass man vermehrt vom „digitalen Kapitalismus“ spricht, und wenn diese Bezeichnung nicht nur erneuerte Produktivkräfte, Geschäftsmodelle und Konsummuster meint, wird (in der umstrukturierten Wirtschaft oder in der gesamten Gesellschaft) auch die Kultur oder Ideologie, also der Geist dieser Formation zu analysieren sein.

Ansatzpunkte gibt es in Fülle, denn die Protagonist/innen des digitalen Wandels treten oft mit einem starken Ethos auf und treffen auf ebenso starke Vorbehalte. Im technophilen Lager haben sich etwa Ideen der freiwilligen, unbezahlten Peer-Produktion, der gleichermaßen kostenfreien, auf Teilung angelegten Nutzung digitaler Produkte und Infrastrukturen (sharing economy), der gesteigerten Transparenz von Wissen, Organisationen und Interaktionen, der Relativierung oder Auflösung fester Hierarchien ausgebreitet. Dagegen steht die Sorge vor einer verschärften Rationalisierung, die Menschen wahlweise ausbeutbar oder verzichtbar macht, sowie einer informationsbasierten Kontrolle, die ihr Handeln überwacht, ihre kulturelle Kreativität abschöpft und ihre Entscheidungsspielräume minimiert. Die Frage bleibt, ob einige Ideen in der digital veränderten Wirtschaft und Gesellschaft übergreifend Orientierung zu stiften und Zweifel auszuräumen vermögen.

Nachtwey und Seidl haben beim US-amerikanischen Kritiker Evgeny Morozov eine mögliche Leitidee dieser Art gefunden: den ‚Solutionismus‘. Die so bezeichnete Ausrichtung darauf, Probleme jeglicher Art durch technische und sozialtechnische Neuerungen zu lösen, könnte geeignet sein, die Avantgarden der digitalen Produktion zu motivieren und zu legitimieren. Zudem empfiehlt sie sich – selbst wenn man nur einen wichtigen, *potenziell* dominanten Teilbereich des Kapitalismus zu untersuchen beansprucht (Nachtwey, Seidl 2018, S.8) – durch ihre universelle Anlage für eine ideologische Führungsfunktion. Laut Morozov sehen sich ihre kalifornischen Protagonist/innen nicht allein für alle möglichen Probleme zuständig, von der Umweltzerstörung über Demokratiedefizite bis zu mangelhafter Gesundheitsversorgung. Sie definieren vielmehr bloße „inefficiency, ambiguity, and opacity“ fortschreitend in Problemmaterial um: „what many solutionists presume to be ‘problems’ in need to be solving are not problems at all“ (Morozov 2013, S.6).

Den kulturkritisch-wertenden Impetus dieser Analyse muss man nicht teilen. Nachtwey und Seidl können aber gut an eine Doppelstruktur anknüpfen, die in den von Morozov dargestellten Strategien und Äußerungen mustergültig das Ineinander von Kapitalismus und Ethik repräsentiert:

„Der Solutionismus geht von einer Art natürlicher Übereinstimmung zwischen Weltverbesserungs- und Geschäftsmöglichkeiten aus: ‚In a world where the biggest problems on the planet are the biggest market opportunities, why wouldn't you be focusing on them?‘ (Nachtwey, Seidl 2017, S.26).

Querbezüge zur originalen protestantischen Ethik und ihrer Analyse fallen dann leicht:

„So wie im Calvinismus der geschäftliche Erfolg zum untrüglichen Zeichen der Erwähltheit wurde, so wird er im Solutionismus zum untrüglichen Zeichen des Weltverbesserungspotentials der unternehmerischen Ziele. Hieraus rührt die enorme Bedeutung, die der Geist des digitalen Kapitalismus der Disruption (Clayton Christensen) beziehungsweise kreativen Zerstörung (Joseph Schumpeter) zuweist“ (S.26).

An ihrem Textmaterial, publizierten Äußerungen von Stars der kalifornischen Digital-Unternehmerszene wie Elon Musk, Eric Schmidt, Marc Zuckerberg oder Peter Thiel, können Nachtwey und Seidl sogar Züge einer entwickelten Rechtfertigungsordnung dieser Art nachweisen. Zur Grundorientierung kommen zum Beispiel Feindbilder wie Wall Street und Washington, eine politische Philosophie und eine transhumanistische Zukunftsvision.

Die Frage ist allerdings, was die Autoren damit über den konkret gelebten ‚digitalen‘ Kapitalismus herausfinden. Geht es nur darum, wie sich einflussreiche Vertreter/innen des Silicon Valley öffentlich äußern, für sich werben und sich rechtfertigen, oder auch um ihre faktischen Handlungsmotivationen, wird ein auf weitere Regionen und Gruppen übertragbares, vielleicht sogar allgemein hegemoniefähiges Muster rekonstruiert? Die Antworten sind äußerst vorsichtig. Bereits das ‚Bodenpersonal‘ der Digitalwirtschaft, „Softwareingenieure und Projektleiter“, könnte vielleicht anders denken als ihre „Elite“, nämlich zum Beispiel einer Hackerethik anhängen (Nachtwey, Seidl 2017, S.15), und über nichtkalifornische Führungspersonen sowie über Geschäftspartner/innen, Nutzer/innen, Verbündete in Politik, Presse und akademischer Wissenschaft erfährt man überhaupt nichts. Der tendenziell epochale Geist des Kapitalismus wird damit für ein sehr begrenztes Phänomen in Anschlag gebracht. Das ist als exploratives Vorgehen völlig in Ordnung, wird aber in dem Moment problematisch, in dem die Suche nach anderen Ethiken, Ideologien oder eben einem möglicherweise anders beschaffenen Geist des digitalen Kapitalismus abbricht. Nachtwey und Seidl übernehmen nicht nur die problematischen Anteile, die bereits die Analysen von Boltanski und Chiapello aufweisen: eine Beschränkung auf *programmatische* Äußerungen, wo man praktische (Um)orientierungen untersuchen könnte, eine fehlende Unterscheidung von Rechtfertigungs- und Motivationsmustern, die Suggestion genau einer zentralen Rechtfertigungsordnung. Sie bleiben durch ihre Anlehnung an Morozovs populäre Kritik auch stark auf die Selbstdarstellung der kalifornischen Szene begrenzt, die den Zenit ihrer Ausstrahlungskraft vielleicht schon überschritten hat.

Wir wollen im Folgenden zwei naheliegende Gegenmaßnahmen erproben: theoretische Reflexionen zum digitalen Kapitalismus, die auf soziale Bezugsprobleme seiner möglichen ‚Ethik‘ oder Ideologie führen, und empirische Analysen, die solche Probleme in der gelebten Praxis verfolgen können.

Theorie und Problemzonen des digitalen (Post-)Kapitalismus

Der digitale Kapitalismus, von dem seit Dan Schiller die Rede ist, scheint sich schneller zu entwickeln als die Versuche, ihn theoretisch zu fassen. Seine Legitimations- und Motivationsprobleme lassen sich jedoch gut auf die anhaltend aktuelle Streitfrage beziehen, ob wir es überhaupt noch oder erst recht wieder mit Kapitalismus zu tun haben. Die Anhaltspunkte dafür, dass mit der digitalen Technologie eine nachkapitalistische Formation heraufzieht, hat etwa Paul Mason gebündelt: „Technologisch sind wir auf dem Weg zu kostenlosen Gütern, nichtmessbarer Arbeit, exponentiellen Produktivitätszuwächsen und der umfassenden Automatisierung physikalischer Prozesse“ (Mason 2016, S.196). Anders als Autoren wie er, Peter Drucker oder Jeremy Rifkin behaupten, scheinen sich digitale Unternehmen jedoch recht gut auf die neuen Bedingungen einzurichten, und kapitalistische Märkte werden eher restrukturiert als obsolet.

„For all of the rhetoric of having overcome capitalism and of transitioning to a new mode of production – a rhetoric inherent [...] in the radical and conservative paeans to the sharing economy today – we still remain bound to a system of competition and profitability“ (Srnicek 2017, S.114).

Das Grundproblem, das solche widerstreitenden theoretischen Analysen provoziert, lässt sich auch als ethisch-politisches fassen: als Frage danach, ob Wissen und Information privates Eigentum sein können und wer (wenn überhaupt jemand) aus ihnen privaten Profit schlagen darf.

Auf diese Frage führen bereits neoklassische Analysen, in denen Wissen und Information überwiegend als öffentliche Güter gelten. Der Konsum solcher Güter ist nicht rival, sie werden in der Nutzung nicht aufgebraucht, und Zugangsverbote sind häufig kostspielig, teilweise sogar (wie bei mathematischen Formeln) tendenziell unmöglich (vgl. etwa Stiglitz 1999). Die Wissens- und Informationswirtschaft wird daher nicht bloß mit der Idee erklärt, dass eigentlich ineffiziente Zugangsbeschränkungen Anreiz zur Wissensproduktion bieten, sondern auch mit Modellen freien Zugangs, etwa beim Netzwerkeffekt, der den Wert eines Guts mit jeder neuen Nutzerin wachsen lässt (Varian, Shapiro 1999, S.173–186). Von Marx inspirierte Ansätze bestreiten zudem, dass Wissen wesentlich privat hergestellt wird, und begreifen es stattdessen als unzurechenbaren und unmessbaren ‚General Intellect‘. Während Mason hieraus schlussfolgert, dass der Kapitalismus im Informationszeitalter obsolet wird, vermuten Postoperaist/innen schon seit Ende der 1990er Jahre eine veränderte Form der Ausbeutung: Statt in der organisierten Produktion abhängig Beschäftigte auszubeuten, schöpfe das postindustrielle Kapital die Ergebnisse spontaner gesellschaftlicher Lebenstätigkeit ab, von kreativ aufgewerteten Stadtvierteln bis zur im Internet zirkulierenden Kultur und der Beziehungspflege auf seinen Foren. Damit wird Eigentum zum Skandal: Gerade wenn das Kapital die Wissensallmenden erfolgreich einhegt und sich Rechte verschafft, die ihm „Informationsrenten“ zu extrahieren erlauben, steht in Frage, wie lange sich die Allgemeinheit ihre kognitiv-kulturellen Produkte enteignen lässt.

Die entsprechenden Motivations- und Legitimationsprobleme hängen allerdings stark davon ab, was man als die Pointe kapitalistischer Wissens- und Informationskontrolle bestimmen kann. Gegen die Annahme, dass geistiges Eigentum hier den Dreh- und Angelpunkt ausmacht, sind diverse Einwände erhoben worden: Große digitale Konzerne wie Google und Facebook arbeiten strategisch mit kostenlosen Diensten (Elder-Vass 2016), andere schöpfen wie Apple bevorzugt Resultate öffentlich geförderter Wissenschaft ab (Mazzucato 2013) oder kooperieren wie IBM mit der Open-Source-Szene (Tapscott, Williams 2006). Selbst in der patentlastigen biotechnischen Branche gewinnen öffentlich-private Produktpartnerschaften an Bedeutung, wenn sie Markterschließung versprechen (Lezaun, Montgomery 2015), und die marktbeherrschenden Pharmakonzerne favorisieren geteilte Datenban-

ken, um nicht für das Wissens- und Informationseigentum von Start-Ups zahlen zu müssen (Sunder Rajan 2006, S.39–76). In vielen Bereichen scheint es inzwischen eher darauf anzukommen, dass ein Anbieter passgenaue kognitive Dienstleistungen anbieten kann, als dass er Rechte auf Wissens- und Informationsbestände hat.

Besonders deutliche Alternativen zu Wissensprofit durch geistiges Eigentum bietet das heterogene Geschäftsfeld, das als Plattformökonomie bezeichnet wird: die zweiseitigen Märkte, auf denen Verkäufer/innen und Kund/innen, Fahrer/innen und Fahrgäste, Werbende und Kulturpublikum usw. kostenpflichtig in Kontakt kommen, oder die technischen (Elemente von) Infrastrukturen, die in einen Produktions- und Konsumkontext prägen – von Flugzeugmotoren über Betriebssysteme bis zu Computerchips (Gawer, Cusumano 2002). Im ersten Fall liegt auf der Hand und im zweiten lässt sich zumindest häufig beobachten, dass die führenden Unternehmen nicht zuletzt große Mengen von Daten extrahieren und verarbeiten (Srnicek 2017, S.43–60 und S.75–92). Eigentums- und Persönlichkeitsrechte werden damit eher zum ökonomischen Hindernis, und der Wissens- oder Informationskern kann klein sein; was zählt, sind die effektive Datenkontrolle und der möglichst umfassende Datenzufluss, für die breiter kostenloser Zugang höchst funktional sein kann.

Zuspitzend ließe sich annehmen, dass die Ausrichtung ökonomischen Handelns im digitalen Kapitalismus neu bestimmt werden muss: Die zentralen und erfolgreichsten Strategien zielen nicht (mehr) auf den rechtlichen Ausschluss aller anderen von Informationsnutzung (wie in der Ära Microsoft), sondern auf die privilegierte Extraktion und Verarbeitung der Daten möglichst vieler (im Google-Zeitalter). Diese Diagnose hat selbst Schwachpunkte, etwa in der strittigen Definition und Bedeutung der ‚Plattformen‘. Sie lenkt den Blick jedoch auf einen Problemherd digitaler Vergesellschaftung: auf die massenhafte Erfassung von Daten über alle Arten von Tätigkeit, die in zunehmend automatisierter Weise als praktisch relevante Informationen genutzt werden. Die einschlägigen Fälle werden breit diskutiert. Neben der Verwertung von Nutzerdaten auf Werbe- und Vermittlungsplattformen zählt hierzu die Verwertung von Beschäftigtendaten in digital optimierter Arbeit (von dauernder Kennzahlenverbesserung bis zum Clickwork), aber auch die Verwertung persönlicher Daten in Risikobranchen (Banken, Immobilien, Versicherung etc.) und die Verwertung von Verkehrsdaten durch Infrastrukturbetreiber.

In der Analyse gilt es allerdings zu fragen, wie profitabel die problemträchtigen Datenverwertungen bereits sind; solange die Hauptprofitquelle der größten Konzerne Werbung ist, hat es noch wenig Sinn, einen „Überwachungskapitalismus“ (Shoshana Zuboff) auszurufen. Darüber hinaus lohnt es, technisch zwischen der Erhebung der Daten und der Art ihrer Verwendung zu unterscheiden. Wenn „Digitalisierung“ grundsätzlich „die Umwandlung analoger Werte in digitale Formate [bezeichnet], die von Rechnern gelesen und weiterverarbeitet werden“ (Baecker 2018, S.59), hat dieser Vorgang zwei wesentliche, aufeinander zu beziehende Aspekte: Datafizierung und Algorithmisierung. Zum einen geben die Beteiligten immer mehr über sich preis bzw. werden Prozesse immer umfassender und genauer in maschinell lesbare Kodifizierungen überführt. Zum anderen ist aber auch die Verwandlung von Daten in Informationen zunehmend automatisiert bzw. algorithmisch gestaltet. Ist das Problem in einem Fall, dass man vielleicht gar nicht transparent und nutzbar sein will, liegt es im anderen darin, dass die Datenauswertung nicht einmal auf nachvollziehbare Weise zu Konsequenzen führt. Die personalisierte Werbung oder Versicherung, das Kaufangebot oder die dienstliche Anweisung kommen in einer Black Box der Informationsverarbeitung zustande.

Wenn hier praktische Konfliktpotenziale liegen, trägt der Solutionismus wesentlich zu ihrer Verstärkung bei. Die technische ‚Lösung‘ oder Optimierung aller komplexen sozialen Situationen – „if only the right algorithms are in place“ (Morozov 2013, S.5) – kann Transparenz höchstens einseitig auf der Seite der datafizierten Beteiligten herstellen. Die algorithmischen Prozesse bleiben ihnen dagegen praktisch und kognitiv unverfügbar. Wenn diese Asymmetrie keine Widerstände auslösen soll, müssen andere

ideologische Quellen angezapft werden: etwa die Lust an der Sichtbarkeit, die Forderung nach sozialer Transparenz oder das Versprechen, algorithmische Prozesse und ihren Nutzen verständlich zu gestalten. Die Liste ist unvollständig, und ein klares Dominanzverhältnis zwischen den genannten Motiven lässt sich noch nicht erkennen. Wir wollen abschließend ausführen, weswegen ein praxisbezogener Blick auf ‚narzisstische‘ Motive der Datenpreisgabe und narrative Plausibilisierung algorithmischer Vorgänge aber zumindest Kandidaten sind, die bei der Bemühung um den neuen kapitalistischen Geist eine wichtige Rolle spielen dürften. Methodisch hat die Auswahl den Vorzug, dass im einen Fall deutlich Motivationen, im anderen Rechtfertigungen im Mittelpunkt stehen.

Aus dem Labor: Digitale Kultur und Unternehmenspraxis

Wir haben versucht zu zeigen, dass der Geist des digitalen Kapitalismus aktuell „in the making“ ist. Wir haben Motivationsprobleme und Rechtfertigungsnotwendigkeiten umrissen. Noch ist aber kein hegemonialer Lösungsansatz erkennbar, was sich auch in den politischen Verwerfungen um den digitalen Kapitalismus zeigt. Im abschließenden Abschnitt möchten wir vorstellen, wie sich solche Ansätze in der Arbeit im Forschungs- und Transferlabor „Creative Space for Technical Innovations“ (CSTI) an der Hochschule für angewandte Wissenschaften in Hamburg (HAW) beobachten lassen. Das CSTI ist nicht nur zuständig für die wissenschaftliche Ausbildung von Studierenden und angewandte Forschung innerhalb der Informatik, sondern auch ein Ort des Wissens- und Technologietransfers, an dem über Technologieentwicklung und -anwendung diskutiert, gestritten und diese in interdisziplinären Konstellationen (mit Unternehmen und anderen Partnern) erprobt wird. Das CSTI ist aktiv in den vier übergreifenden Themenfeldern „Interactive Virtual/Augmented Reality“, „Smart Object/User Interface“, „Machine Learning/Data Mining“ und „Science & Technology Studies“. Die leitende Frage lautet, inwiefern die sozialen Probleme, die sich in dieser Arbeit zeigen, dominant solutionistisch oder eben durch Nutzung anderer Ressourcen wie dem Interesse an Selbst-Exploration oder dem Angebot narrativer Vermittlung verarbeitet werden.

Eine Reihe von Projekten und Prototypen am CSTI setzen sich damit auseinander, dass die zunehmende Verdatung und Algorithmisierung eine kleinteilige Erfassung und quantitative Auswertung sämtlicher menschlicher Lebensäußerungen ermöglicht. Diesen Effekt hat Kucklick (2014) als „Granularisierung von Gesellschaft“ beschrieben, mit der neue Selbstvermessungs- und -deutungsmöglichkeiten entstehen – von der sensorischen Erfassung von Umweltdaten über Wahlforschung durch Social Media bis zur Quantified-Self-Bewegung. Das zuletzt genannte Beispiel ist inzwischen vielfältig untersucht und diskutiert worden. Im Prozess der „Selbstquantifizierung“ (QS) werden Verhaltensformen, Zustände und Leistungen konkreter Körper in Daten überführt, die sich durch Speicherung, Vergleich und diverse Auswertungsverfahren nutzbar und verkaufbar machen lassen.

„Sprechen wir [...] von Self-Tracking, so ist damit die Vermessung eigener Verhaltensweisen [...], Körperzustände (zum Beispiel Herzfrequenz, Blutdruck oder Blutzucker), emotionaler Zustände (in Form von Stimmungen, Glückserfahrungen oder Mustern von Ausdrucksweisen) oder Körperleistungen (wie die Zahl der täglichen Schritte, die Dauer und Strecke von Lauf- und Fahrradrouten, oder die Anzahl von Fitness-Übungen) über eine bestimmte Zeit gemeint“ (Duttweiler, Passoth 2016, S.10).

Die vorherrschende soziologische Deutung dieses Vorgangs ist kulturkritisch. Zum einen vermutet man, dass die „Lust an der boomenden Selbstverdatung [...] mit der Angst vor Kontrollverlust in modernen Gesellschaften“ korrespondiert; „Gefahren werden in berechenbare Risiken und erwartbare

Sicherheiten zerlegt, um so die Beherrschbarkeit der Welt zu suggerieren“ (Selke 2016, S.314). Zum anderen ließe sich anschließend an unseren Titelbegriff mit Rekurs auf Turkle (2011) annehmen, dass die Selbstverdatung vor allem narzisstische Triebkräfte der Individuen aktiviert und in eine parasoziale, indirekte Form der Kommunikation überführt: Der permanente Vergleich mit anderen wird zum Selbstzweck und von direkten Interaktionen entkoppelt; im zweiten Schritt können dann zum Beispiel auch Dienstleister/innen oder Arbeitgeber/innen auf die Körperdaten zugreifen. Grundsätzlich wird unter dem Begriff der „Selbstoptimierung“ (im Anschluss an Bröckling 2007, vgl. Lupton 2016) vermutet, dass die sich selbst beobachtenden Individuen zugleich darauf ausgerichtet sind, das Beste und immer weiter Verbesserbare aus sich herauszuholen, sodass sie auch in der präventiven Selbstsorge konkurrenzfähig sind. Ihr einsam-kollektiver Narzissmus würde sie dann zu mustergültigen neoliberalen Subjekten machen.

Ein Projekt im CSTI versucht diese Annahmen offen und experimentell zu reformulieren, indem es nicht von vornherein Selbstoptimierung als Ziel der Beteiligten unterstellt. Da sich offenbar immer mehr Menschen bei der Frage, wie es ihnen geht, nicht nur auf ihr subjektives Empfinden verlassen, sondern sich ihr Urteil unter anderem datengestützt und im Vergleich mit anderen bilden möchten, könnten sie in der Tat neue Techniken der Selbsterfassung und -interpretation benötigen. Konkret wird die Frage gestellt, inwieweit ein Spiegel als Artefakt geeignet sein könnte, ein erweitertes, gleichsam angereichertes Selbstbild auf der Basis von „Quantified Self“-Daten zu ermöglichen, welches die optische „Widerspiegelung“ einer Person mit der Darstellung von körperlichen und emotionalen Zustandsdaten verbindet. Der grundlegende Anspruch besteht darin, die Schnittfläche zwischen dem Spiegel als Metapher für Selbsterfahrung und dem Motto „Know thyself through numbers“ prototypisch auszuloten. So wird eruiert, mit welchen technischen Möglichkeiten das „Erkennen seiner Selbst“ überhaupt unterstützbar ist. Welche Technologie sollte dahinterstehen, welche Art der Steuerung und welche Darstellungstechniken benötigt eine solche Plattform, zumal die Hoheit über die Daten bei den Erzeuger/innen liegen sollte? Zur Beantwortung dieser Fragen wird mit langfristig gesammeltem quanti- und qualitativem Datenmaterial (zum Beispiel Tagesaktivitäten, Ernährung, Puls, Schlaf, Bewegung, Sport, Wetter, Jahreszeit etc.) experimentiert, wobei bewusst *kein* Optimierungsansatz bezüglich der Verbesserung einzelner Datenreihen (wie Schritte, Gewicht, Schlaf etc.) verfolgt wird, sondern es eher um die „Entdeckung“ von bisher unbekanntem Zusammenhängen zwischen Aktivitäten und Randbedingungen der eigenen Existenz geht, die nicht durch Selbstreflexion und Introspektion gewonnen werden können. Konkret werden aus einer kritischen Designperspektive (Dunne 1999, Raby 2001) quantifizierende Werkzeuge allgemein als „Selbstkalkulationstechnologien“ (Vormbusch 2016) analysiert, sodass der Begriff der Selbstentdeckung an die Stelle des Optimierungsbegriffs treten kann (dazu Mau 2017).

In Projekten, die im Bereich „Machine Learning“ und „Data Mining“ anzusiedeln sind, stehen weniger Motivationen der Selbstbeobachtung im Zentrum als Probleme der nichtmenschlichen Entscheidungsfindung oder -vorbereitung. Konkret geht es zumeist um den Einsatz von Technologien der sogenannten „schwachen künstlichen Intelligenz“, insbesondere um die Genese von Anwendungsmustern und ihre zumeist impliziten (menschlichen) Vorannahmen. Die viel diskutierte Problemsicht, dass die in irgendeiner Weise intelligent werdende Informationstechnik die Menschen entmachtet, führt uns zur Frage der „Erklärbarkeit“ von algorithmischen Prozessen. So werden im Projekt „Von Daten und Narrationen – Erkundungen in Produktionsprozessen maschinenlernender Algorithmen“ ethnografische Studien aus einer Science & Technology-Perspektive zur unternehmensbezogenen Anwendung von Machine Learning-Algorithmen unternommen.

Erste Ergebnisse zeigen, dass erhebliche Herausforderungen bereits beim Feldzugang entstehen, um die nötige arbeitstechnisch wie diskursive Nähe zu Entwickler/innen herzustellen. Die hauptsächlich-

chen Herausforderungen der Anwendung maschineller Lernverfahren bilden zunächst die Datenqualität und der Prozess der Datenvorverarbeitung (das heißt Datenauswahl, -aufbereitung und -zuschnitt), in den viele implizite oder zumindest nicht gut kommunizierbare menschliche Entscheidungen und Setzungen eingehen, zum Beispiel Alltagswissen und Vorurteile. Diese Wissensbestandteile werden dann im weiteren Prozess der Anwendung maschineller Lernverfahren unsichtbar bzw. müssten für den Zweck der Transparenz durch Dokumentation wieder zugänglich gemacht werden. Zudem hat es praktische Folgen, dass Machine Learning-Applikationen gerade in aller Munde sind. Ihre Potentiale werden teilweise überschätzt, das heißt auf den Entwicklungsteams lastet hoher Erwartungsdruck, verwertbare Ergebnisse zu erzeugen. In diesem gespannten, auch durch die Konkurrenz verschiedener Beschäftigtengruppen geprägten Rahmen steht die Forderung nach Erklärbarkeit und Plausibilität algorithmischer Prozesse. Die Ausgangsthese lautet, dass die Akzeptanz und Rechtfertigung informationstechnisch fundierter Entscheidungen wesentlich davon abhängen, inwiefern diese Entscheidungen „erklärbar“, also eigentlich *erzählbar* sind. Solche narrativen Rechtfertigungen benötigen nicht nur die Kund/innen, sondern auch die konkurrierenden klassisch-technischen und informationstechnischen Expert/innen.

Die vorgestellten Ergebnisse sind wie unsere gesamte Analyse vorläufig und unabgeschlossen. Sie verdeutlichen aber zweierlei. Zum einen bietet es sich an, im sogenannten Geist einer kapitalistischen Formation motivierende von legitimierenden Anteilen zu unterscheiden. Zum anderen sind dafür heute informationstechnologische Kenntnisse nötig. Der Geist ist im digitalen Kapitalismus weder aus der Maschine gewichen noch vollständig auf die Maschine übergegangen. Er bildet sich vielmehr neuartig in der Art heraus, in der Menschen aktuell mit Maschinen interagieren.

Literatur

- Boes, Andreas, Tobias Kämpf, Barbara Langes und Thomas Lühr. 2018. *'Lean' und 'agil' im Büro. Neue Organisationskonzepte in der digitalen Transformation und ihre Folgen für die Angestellten*. Berlin: Transcript Verlag.
- Boltanski, Luc und Ève Chiapello. 2003. *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.
- Bröckling, Ulrich. 2007. *Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dunne, Anthony. 1999. *Hertzian tales: electronic products, aesthetic experience and critical design*. London: Royal College of Art computer related design research studio. MIT Press.
- Duttweiler, Stefanie, Robert Gugutzer, Jan-Hendrik Passoth und Jörg Strübing. 2016. *Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt?* Bielefeld: Transcript.
- Elder-Vass, Dave. 2016. *Profit and Gift in the Digital Economy*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Gawer, Isabelle und Michael A. Cusumano. 2002. *Platform Leadership. How Intel, Microsoft and Cisco Drive Industry Innovation*. Boston/Mass: Harvard University Press.
- Jessop, Bob. 2007. Knowledge as a Fictitious Commodity: Insights and Limits of a Polanyian Perspective. In *Reading Karl Polanyi for the Twenty-First Century*, Hrsg. A. Bugra und K. Agartan, 115–134. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Kucklick, Christoph. 2014. *Die granulare Gesellschaft: Wie das Digitale unsere Wirklichkeit auflöst*. Berlin: Ullstein.
- Labor Creative Space for Technical Innovations, HAW Hamburg: <https://csti.haw-hamburg.de/> (Zugegriffen am: 31.01.2019)
- Lezaun, Javier und Catherine M. Montgomery. 2015. The Pharmaceutical Commons: Sharing and Exclusion in Global Health Drug Development, *Science, Technology, & Human Values* 40(1):3–29.

- Lupton, Deborah. 2016. *The Quantified Self. A Sociology of Self-Tracking*. Cambridge: Polity Press.
- Mason, Paul. 2015. *Postkapitalismus: Grundzüge einer kommenden Ökonomie*. Berlin: Suhrkamp.
- Mau, Steffen. 2017. *Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen*. Berlin: Suhrkamp.
- Mazzucato, Mariana. 2013. *The Entrepreneurial State. Debunking Public vs. Private Sector Myths*. London et al.: Anthem Press.
- Morozov, Evgeny. 2013. *To Save Everything, Click Here: The Folly of Technological Solutionism*. New York: PublicAffairs.
- Nachtwey, Oliver und Timo Seidl. 2017. *Die Ethik der Solution und der Geist des digitalen Kapitalismus*. IFS WORKING PAPER #11, Institut für Sozialforschung, Frankfurt/M. Online: <http://www.ifs.uni-frankfurt.de/wp-content/uploads/IFS-WP-11.pdf>. (Zugegriffen am: 31.01.2019)
- Negri, Antonio und Michael Hardt. 2009. *Commonwealth*. Cambridge/Mass: Harvard University Press.
- Raby, F. 2001. *Design Noir: The Secret Life of Electronic Objects*. Basel: Birkhauser.
- Sombart, Werner. 1902. *Der moderne Kapitalismus*. Bd. 1, Die Genesis des Kapitalismus. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Srnicek, Nick. 2017. *Platform Capitalism*. Oxford: Oxford University Press.
- Staab, Philipp. 2016. *Falsche Versprechen. Wachstum im digitalen Kapitalismus*. Hamburg: Hamburger Edition, HIS.
- Stiglitz, Joseph. 1999. Knowledge as a Global Public Good. In *Global Public Goods: International Cooperation in the 21st Century*, Hrsg. I. Kaul, I. Grunberg und M. A. Stern, 308–325. Oxford. Published to Oxford Scholarship Online: November 2003. DOI: 10.1093/0195130529.001.0001
- Sunder Rajan, Kaushik. 2006. *Biocapital. The Constitution of Postgenomic Life*. Durham, London: Duke University Press.
- Tapscott, Don und Anthony D. Williams. 2006. *Wikinomics. How Mass Collaboration Changes Everything*. New York: Portfolio/Penguin Group .
- Turkle, Sherry. 2011. *Alone Together. Why We Expect More from Technology and Less from Each Other*. New York: Basic Books.
- Varian, Hal und Carl A. Shapiro. 1999. *Information Rules. A Strategic Guide to the Network Economy*. Boston/Mass: Harvard Business School Press.
- Vormbusch, Uwe. 2015. Taxonomien des Selbst. Zur Hervorbringung subjektbezogener Bewertungsordnungen im Kontext ökonomischer und kultureller Unsicherheit. In *Leben nach Zahlen*, Hrsg. Stefanie Duttweiler et al. 45–62. Bielefeld: Transcript Verlag.